

Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 22. 1892.

Der Moorhof.

Roman von Ferdinand Hermann.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Wie es auch sei, Gerhard,“ fuhr das junge Mädchen dringend fort, „Du darfst jetzt nicht daran denken, den weiten Weg bis zum Moorhofe zu Fuß zurückzulegen. Komm mit mir, ich bitte Dich von Herzen! Ich werde Dich in das Schloß führen, damit Du Dich erholst und ordentlich verbunden wirst! Es sind, wie ich glaube, mehrere Ärzte in der Gesellschaft.“

In ihrer Selbstvergessenheit hatte Helene beschwörend die Hand auf seinen Arm gelegt, und ihr süßes Gesichtchen war mit einem so liebevollen Ausdruck zu ihm erhoben, daß er hier im Dämmerlicht der linden Sommernacht der Versuchung nicht mehr zu widerstehen vermochte, welche er jüngst im hellen Sonnenschein so tapfer von sich gewiesen. Er legte seinen Arm um ihre schmiegsame Gestalt und zog sie sanft an seine Brust.

„Helene, meine liebe Helene!“ sagte er in warm hervorbrechendem Gefühl; aber da knackte und knirschte es unmittelbar hinter ihm, es würden dürre Reiser zerbrechen, und eine heisere Stimme sagte:

„Ein reizendes Bild, das muß wahr sein! Ich wünsche Ihnen einen guten Abend, meine Herrschaften!“

Mit einem leichten Aufschrei zuckte Helene zusammen. Sie wollte sich freimachen; doch Gerhard hielt sie nur mit um so festerem Druck.

Er hatte sich gegen den leise herangeschlichenen Kreuzkamp gewendet und rief ihm hart und befehlend zu: „Gehen Sie Ihres Weges! Ich habe mit Ihnen und Ihresgleichen nichts zu schaffen!“

Kreuzkamp verschränkte die Arme über der Brust und rührte sich nicht von der Stelle.

„Wenn dies Ihre Meinung ist, mein werther Herr, so sollten Sie sich eben nichts mit mir zu schaffen machen. Aber Sie werden schon gestatten müssen, daß ich hier meine älteren und besseren Rechte zu Geltung bringe.“

Freisling maß den Sprechenden mit einem zornfunkelnden, verächtlichen Blick, Helene fühlte erbebend, wie es in den Muskeln seines Armes zuckte, dann aber kehrte er ihm doch den Rücken.

„Er ist betrunken! Komm, Helene, es ist nicht der Mühe werth, ihn davonzujagen!“

Der Besitzer von Gollnow warf einen vor-sichtigen Blick hinter sich, und da er zu seiner Beruhigung bemerkte, daß eine ganze Anzahl von Menschen nahe genug war, um ihm im schlimmsten Falle Beistand zu leisten, rief er mit erhobener Stimme: „Oho! Vorläufig bin ich es, der hier zu gebieten hat, mein Herr! Ich befehle Ihnen, diese Dame auf der Stelle freizugeben, und ich befehle Dir, Helene, mir zu folgen, wenn Du nicht willst, daß ich den unverschämten Menschen —“

Seine Drohung kam nicht zum Abschluß, sondern endete mit einem kreischenden Hilferuf. Gerhard Freisling hatte ihn mitten in seiner Rede mit eiserner Faust an der Brust gepackt und ihn recht un-sanft gegen die Parkmauer gedrückt.

„Noch ein Wort, Glander, und ich begeh die Thorheit, mich an Ihnen zu vergreifen! Danken Sie dem Himmel, daß ich Sie noch immer für berauscht oder für wahnwitzig halte!“

„Zu Hilfe! Zu Hilfe! Ich werde ermordet!“ schrie Kreuzkamp statt aller Erwiderung, und wie er es erwartet hatte, eilten sogleich einige Herren von der nahen Parkpforte her zu seiner Unterstützung herbei. Keiner von ihnen konnte Gerhard in der Dunkelheit erkennen, und um seiner zerissenen Kleidung willen mochten sie ihn recht wohl für einen Wegelagerer halten.

Trotzdem bezeugte Niemand Lust, Hand an Gerhard zu legen.

Kreuzkamp aber schrie über alle Anderen hinweg: „Dieser Mann ist Herr Freisling vom Moorhofe! Er hat meine Braut beleidigt, und ich rufe Sie zu Zeugen, meine Herrschaften, daß er mich thätlich angegriffen hat, als ich ihn deshalb zur Rede stellte.“



Karl Göbete. (S. 171)

Gerhard Freising's Faust hatte sich vom Halse des Andern gelöst, und sein Arm war schlaff herabgesunken.

„Ihre Braut?“ fragte er, seine vorige Sicherheit nun doch verlierend.

Nicht aus Kreuzkamp's Munde, sondern von Helene selbst kam ihm die Antwort.

Sie stand dicht an seiner Seite, und mit gesenktem Haupt, so daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte, flüsterte sie ihm zu: „Frage nicht mehr, Gerhard! Er spricht die Wahrheit; seit heute bin ich mit ihm verlobt.“

Für einen Moment starrte Freising in regungsloser Bestürzung auf das junge Mädchen; dann aber reckte er sich empor und warf den verwundeten Kopf stolz in den Nacken.

„Das ist etwas Anderes!“ sagte er, seine unverkennbare wilde Erregung mannhaft bezwingend. „Hätte ich gewußt, daß dieser Herr wirklich ein Recht auf Sie hat, mein Fräulein, so würde ich mir nicht die Freiheit genommen haben, Sie hier anzureden. Guten Abend.“

Er wandte sich zum Gehen, und Einige, die ihm im Wege gestanden hatten, beeilten sich, zur Seite zu weichen. Trotz seines scheinbar so ruhigen Einlenkens war etwas Drohendes, fast Unheimliches in seinem Wesen, das eine Herausforderung seines Zornes nicht gerade räthlich erscheinen ließ.

Nur Helene hatte in dem Augenblick, da er an ihr vorüberschritt, bittend die Hand erhoben, als wolle sie ihn zurückhalten oder als hätte sie ihm noch etwas zu sagen.

Vielleicht hatte er die kleine Bewegung nicht gesehen, vielleicht auch hatte er sie nicht sehen wollen. Ohne daß ihr ein Wort oder auch nur ein einziger freundlicher Blick gesagt hätte, daß er sie nicht verachte, mußte Helene seine hohe Gestalt in dem Dunkel verschwinden sehen. Dann ergriff Kreuzkamp ihre Hand und führte sie im Schwarm der Uebrigen mit sich hinweg.

Schweigend, mit heißen Augen und mit zuckenden Lippen mußte sie hören, wie man rings um sie her in den Ausdrücken der höchsten Enttäuschung von dem Manne sprach, der noch soeben durch seine heldenmüthige Opferthat bewiesen hatte, wie unendlich weit er alle diese geschneiegelten und gepußten Herren an Hochherzigkeit und selbstloser Menschenliebe überragte.

7.

Durch das unerfreuliche Nachspiel, welches dem prächtigen Feuerwerke gefolgt war, hatte das Fest Armbrecht's einen vorzeitigen Abschluß erhalten. Zwar ließen auf den ausdrücklichen Befehl des Schlossherrn die Musiker im Gartensaal noch immer ihre lustigen Weisen ertönen, aber sie lockten damit Keinen mehr zum Tanze. Einige ältere Herrschaften gaben durch ihr Abschiednehmen das erste Zeichen zum allgemeinen Aufbruch, und bald ertönte draußen das Rollen der Wagen, welche das Schloß verließen. Auch die jüngeren Herren und Damen, deren Schaulust hinlänglich befriedigt sein mochte, kehrten allgemach aus dem Parke in das Schloß zurück, und wenn auch manches tanzlustige Pärchen gewiß gern noch geblieben wäre, gebot ihnen nun doch die gute Sitte, sich den Andern anzuschließen.

Unter den Letzten erst, wie es näheren Freunden des Hauses geziemte, befanden sich Kreuzkamp und der Graf Ramin. Beide waren nicht zu Wagen, sondern zu Pferde gekommen, und der Besitzer von Gollnow, bei welchem das erregte Zusammentreffen mit Gerhard Freising die Wirkung des reichlich genossenen Champagners noch um ein Beträchtliches erhöht haben mochte, hatte einige Mühe, in den Sattel zu gelangen. Als er aber erst glücklich droben war, fühlte er sich vollkommen sicher

und meinte lachend: „Selbst wenn ich unterwegs einschliefe, könnte ich doch ganz sicher sein, ungefährdet vor der Stallthüre in Gollnow zu erwachen. Es gibt nichts Ruhigeres und Zuberlässigeres auf der ganzen Welt, als meinen Braumen.“

Armbrecht, der auf die Terrasse hinausgetreten war, reichte dem Grafen zum Abschiede die Hand.

„Ich bin Ihnen von Herzen dankbar für die Ehre, welche Sie mir mit Ihrem Besuch erwiesen haben, Herr Graf,“ sagte er. „Darf ich hoffen, Sie nun recht oft unter meinem bescheidenen Dache zu sehen?“

„Ich habe keinen lebhafteren Wunsch als den, mir Ihre Freundschaft zu gewinnen, Herr Armbrecht,“ war die verbindliche Antwort, „denn im Schlosse Schönheide habe ich heute gefunden, was ich während meines ganzen bisherigen Lebens vergeblich gesucht.“

Er hatte es nicht nötig, eine nähere Erklärung über die Natur dieses geheimnißvollen Fundes zu geben, denn Herr Armbrecht schien einer solchen Erklärung gar nicht zu bedürfen; er drückte ihm statt jeder weiteren Frage nur noch einmal mit verdoppelter Wärme die Hand.

„Auf Wiedersehen — auf baldiges Wiedersehen!“ klang es sehr herzlich hinüber und herüber; dann folgte der Hengst des Grafen in grazios tanzelndem Schritte dem schwerfällig dahintrollenden Braunen Kreuzkamp's.

„Versteuert heiß noch immer!“ seufzte Kreuzkamp, nachdem sie eine Weile schweigend nebeneinander her geritten waren. „Mir ist es, als müßte ich ersticken!“

„Warum machen Sie sich's auch nicht ein wenig bequem?“ fragte Ramin. „Sie haben sich ja eingeknüpft, als gälte es, einem Nordstürme Trotz zu bieten!“

„Wahrhaftig, Sie haben Recht. Am Ende hat man doch im Sattel keine Taschendiebe zu fürchten. Ah, das erquidit — das gibt Lust!“

Er hatte Rock und Weste aufgerissen und athmete nun, da sein Oberkörper von dem beengenden Zwange befreit war, schnaufend in tiefen Zügen.

„Aus Furcht also hatten Sie sich diese Marter auferlegt?“ rief der Graf spöttlich herüber. „Wo pflegen Sie denn Ihre Kostbarkeiten zu verwahren, wenn es erlaubt ist, darnach zu fragen?“

„Hier in der inneren Tasche der Weste. Das ist so gut wie ein Geldschrank, wenigstens so lange man die Augen offen hat. Und ich gebrauche außerdem noch einen Kunstgriff, indem ich stets eine zweite Brieftasche mit werthlosen Papieren und einigen kleinen Geldscheinen in der Brusttasche des Rockes trage. Es ist immer gut, auf alle Fälle vorbereitet zu sein.“

Er lachte voll Genugthuung über seine eigene Schlaueit, und Graf Ramin stimmte in seine Heiterkeit ein. Dann verstummte ihre Unterhaltung wieder, und bald hatten sie die Stelle erreicht, wo sich die Straße nach Gollnow und die, welche in die Kreisstadt führte, trennten.

„Wenn es nicht schon so versteuert spät wäre, möchte ich Sie auffordern, mich zu begleiten,“ meinte Kreuzkamp, „aber ich kann mir wohl denken, daß Sie nicht weniger müde sind, als ich selbst. Sie haben ja auch tüchtig getanzt. Gute Nacht also! Auf Wiedersehen!“

„Gute Nacht!“ klang es zurück, und der Hengst, der sich bis dahin offenbar nur sehr widerwillig der phlegmatischen Gangart des Braunen anbequem hatte, griff mächtig aus, so daß er mit seinem Reiter dem Besitzer von Gollnow bald aus den Augen verschwunden war.

Etwa zweitausend Schritte weiter traf der Graf Ramin auf einen Wagen, welcher inmitten der Landstraße hielt. Einige Herren aus der Kreisstadt saßen darin, unter ihnen auch der Assessor v. Reichenbach. Es war unmöglich, ohne Gruß und Wort an dem Wagen vorüberzureiten.

„Ist Ihnen ein Unfall zugestoßen, meine Herren?“ fragte Ramin höflich, indem er sein Pferd anhielt; und einer der Insassen erwiderte:

„Nichts von Bedeutung, Herr Graf. Ein Riemen am Geschirr war gerissen; aber ich glaube, der Kutscher hat die Geschichte schon wieder in Ordnung gebracht.“

In der That schickte sich der Lenker des Gefährts soeben an, seinen Sitz wieder einzunehmen, und da der Graf augenscheinlich nicht geneigt war, an der Seite des Wagens zu bleiben, trennte man sich mit stummem Gruße.

„Ruhig, Peseus, ruhig!“ sprach Ramin mit seinem ungeduldigen Pferde, das er geflissentlich zurückhielt. „Wir müssen ihnen schon einen kleinen Vorsprung lassen, denn wir können nun einmal heute keine Gesellschaft brauchen.“

Nach Verlauf einer Viertelstunde hatte er das kleine Häuschen des Wegewärters erreicht, von welchem in Duffel's Ortsbeschreibung die Rede gewesen war. Noch hundert Schritte weiter — und aus dem tiefen Dunkel des Buschwerks, welches gegen das Moor hin die Landstraße begrenzte, löste sich eine menschliche Gestalt.

„Sind Sie es, Duffel?“ sagte der Graf mit gedämpfter Stimme, und der Andere antwortete bejahend.

„Sie haben verwünscht lange auf sich warten lassen,“ meinte er verbrieft, als er neben dem Pferde stand. „Seit drei Stunden liege ich da im Chauffeeegraben, und wäre ich nicht so vernünftig gewesen, mir ein Fläschchen Sekt aus Ihrem Keller mitzunehmen, so hätte ich's, hol' mich der Teufel, wirklich nicht ausgehalten.“

Es mußte eine sehr genaue Verabredung zwischen ihnen stattgefunden haben, denn Duffel hielt, ohne erst einen Befehl dazu abzuwarten, den Bügel, und der Graf Ramin schwang sich aus dem Sattel.

„Ich verlasse mich jetzt ganz auf Sie,“ sagte er dabei. „Hoffentlich haben Sie alles Erforderliche veranlaßt.“

„Machen Sie sich darum keine Sorge. Was an mir liegt, wird gewiß geschehen. Keiner weiß, daß ich das Haus verlassen habe, und morgen sollen die Frauenzimmer darauf schwören, daß Sie statt meiner nach Hause gekommen wären.“

„Gut! Und ich werde die Thüre offen finden, wenn ich später wirklich komme?“

„Gewiß! Keine Kaze braucht zu erwachen, wenn Sie nur mit etwas Vorsicht zu Werke gehen. Außerdem werde ich selber schon auf dem Posten sein, denn um den Schlaf in dieser Nacht ist es nun doch einmal geschehen.“

Er hatte statt seines Herrn das Pferd bestiegen und deutete, als sich Ramin seitwärts wandte, auf eine schmale Lichtung in dem dunklen Gebüsch.

„Dort hinein und geradeaus! Wenn Sie dann nur auf die Stangen achten, können Sie den Fußpfad nicht verlieren! In einer Viertelstunde sind Sie sicher drüben.“

Die schlanke Gestalt des Grafen verschwand ohne Erwiederung an der von Duffel bezeichneten Stelle, und nachdem der Reitknecht ihm für die Dauer weniger Sekunden nachgesehen hatte, ließ er dem stampfenden Hengste die Bügel, um im Galop dem Landhause zuzusprengen.

Das kleine, zierliche Gebäude lag inmitten eines wohlgepflegten Gärtchens im tiefsten Dunkel da. Nur aus den beiden Fenstern,

welche zu dem Schlafgemache des Grafen gehörten, drang ein schwacher Lichtschimmer. Duffel ritt an die seitwärts liegende Stallung und stellte das Pferd in dieselbe ein, ohne es von Sattel und Zaumzeug zu befreien. Dann begab er sich in das Haus und mit sehr geräuschvollen Schritten geradenwegs in das Schlafzimmer des Grafen. Eine Minute später durchschallte lang anhaltend der Klang der für die Dienerschaft bestimmten Glocke das Haus, und abermals nach Verlauf einer sehr kurzen Zeit klopfte Duffel — mit einem Richte in der Hand — an die Kammerthür der beiden weiblichen Domestiken.

„Stehen Sie auf, Christine!“ rief er. „Dem Herrn Grafen ist nicht wohl, und er wünscht auf der Stelle ein Glas Glühwein.“

Drinnen gab es Geräusch und Gebummel verdrießlicher Stimmen. In eilig übergeworfenen Kleidern und mit verschlafenen Gesicht kam das Stubenmädchen aus der Kammer. Sie konnte nichts Anderes glauben, als daß auch Duffel aus dem tiefsten Schlummer aufgestört worden sei, denn er war in sehr nothdürftiger Toilette, und das struppige Haar hing ihm wirr in das hagere Gesicht.

„Eilen Sie nur, den Wein oder auch eine Tasse Thee zu schaffen,“ sagte er. „Der Herr ist in sehr übler Laune, und ich habe keine Lust, noch einmal den Sündenbock abzugeben.“

Er begleitete das Mädchen in die Küche, um ihr dort nach Möglichkeit bei der Herichtung des Verlangten behilflich zu sein, und es war durchaus nichts Auffälliges oder Gesuchtes in der Art und Weise, wie er mit einem Blick auf die Küchenuhr gelegentlich hinwarf:

„Zehn Minuten vor drei Uhr! Wahrhaftig, es ist eine Schande, ehrliche Leute so um ihren Schlaf zu betrügen! Und dabei habe ich wenigstens noch eine halbe Stunde mit dem verwünschten Pferde zu schaffen.“

Das Getränk war binnen kürzester Zeit fertiggestellt; doch als das Mädchen sich nun anschickte, es in das Zimmer des Grafen zu bringen, nahm ihr der Reitknecht das Präsentirtbrett aus der Hand.

„Lassen Sie das nur,“ sagte er. „Sie wissen ja, wenn der Herr übler Laune ist, liebt er die Frauenzimmer in seiner Umgebung am allerwenigsten.“

Er entfernte sich und kam nach etwa fünf Minuten mit leerem Glase und mit der Eröffnung zurück, daß dem Grafen jetzt besser sei, und daß er sich zur Ruhe zu begeben wünsche.

„Legen Sie sich nur getrost wieder schlafen,“ fügte er gutmüthig hinzu, das Mädchen in die frischchen Wangen kneifend. „Wenn er wirklich noch einen Wunsch haben sollte, so werde ich nun schon allein mit ihm fertig werden. Es ist ja drei Uhr.“

Wieder hatte er einen besonderen Nachdruck auf die Feststellung der Zeit gelegt, ohne daß doch dem ahnungslosen Mädchen dabei irgend welcher Argwohn kommen konnte. Sie befolgte mit großer Bereitwilligkeit seinen Rath, sich wieder in ihre Kammer zu begeben. Duffel blieb noch eine Weile in der Küche, und erst, als er ziemlich sicher sein konnte, daß die Mädchen eingeschlafen seien, ging er in den Stall, um den Hengst zu besorgen. Hier, wo er keinen Zuschauer zu fürchten hatte, konnte er doch dem Herzensdrange nicht widerstehen, seinem innersten Gedanken einen lauten Ausdruck zu geben.

„Pol's der Henker, Perseus!“ meinte er, während er dem Thiere Trense und Kandare abstreifte. „Mir ist bei all' unserer Geriebenheit nicht wohl bei der Geschichte. Ich weiß nicht, was er vor hat; aber ich bin sicher, wenn es schief geht, so kommt er um Kopf und Kragen. Adnnt' ich nur herausbringen,

wo er sein Geld hat, so wär' ich morgen auf und davon, und er würde sich wohl hüten, mir nachsehen zu lassen. Aber das ist ja eben das Verwünschte: er hütet sich vor mir wie vor der Pest!“

Allzu peinigend aber schienen bei alledem die Besorgnisse des wackeren Burschen keineswegs zu sein; denn nachdem er dem Pferde zum letzten Male wie zum Gutnachtgruß liebkosend den Hals geklopft hatte, trat er in den Garten hinaus und streckte sich dort gemächlich auf eine Bank. Die dickeleibige Cigarettentasche von Silber, die er hervorzog war nahezu vollständig geleert; aber es fanden sich darin doch immerhin noch einige Exemplare, deren aromatisch duftenden Rauch er mit dem Behagen eines Feinschmeckers und Kenners zu dem gestirnten Nachthimmel emporklies.

Die Nacht entwich, und die Dämmerung des Morgens brach herein. Duffel war auf seiner unbequemen Lagerstätte eingeschlafen, nachdem er auch das letzte Cigarettenstümpchen fortgeworfen hatte. Jetzt war es die plötzlich eintretende Kühle vor dem Sonnenaufgange, welche ihn weckte.

„Alle Teufel, es wird ja schon ganz hell!“ brummte er, sich die Augen reibend. „Sollte er denn noch immer nicht nach Hause gekommen sein, oder hat er etwa gar die Absicht, durchzugehen und mich hier schmählich im Stiche zu lassen? Nein, so dumm kann er nicht sein, denn es möchte ihm wahrhaftig schlecht genug bekommen.“

Seine Zweifel an der kameradschaftlichen Treue des Grafen Ramin wurden noch in derselben Minute dadurch widerlegt, daß dieser selbst von der Landstraße her durch die offene Gartenpforte eintrat. Man mußte allerdings Duffel's scharfe Augen haben, um in dem Manne, welcher sich da mit unsicheren Schritten näherte, den eleganten und geschmeidigen Grafen sogleich zu erkennen. Bis an die Schultern hinauf war er mit Schlamm und Schmutz bespritzt, selbst sein Gesicht hatte sich verändert. Es war von fahlgelber Farbe und schien innerhalb weniger Stunden um Jahre gealtert. Als er die Pforte vorsichtig hinter sich angelehnt hatte, mußte er nach dem Stamme eines schlanken Bäumchens greifen, um sich zu stützen. Er war sichtlich einer Ohnmacht nahe, und ein schmerzliches Stöhnen rang sich von seinen Rippen.

Ohne große Giltfertigkeit stand Duffel auf und ging ihm entgegen. Bei seinem Anblick raffte sich Ramin zusammen; ein zorniger Blick seiner dunklen Augen traf den Reitknecht.

„Was machen Sie hier?“ fragte er herrlich. „Warum treiben Sie sich hier draußen umher? Was es Ihre Absicht, mir aufzulauern, um zu spioniren?“

Duffel zog die Schultern in die Höhe und steckte gelassen die Hände in die Taschen.

„Sie scheinen sehr aufgeregt, und man darf es darum wohl nicht so genau nehmen mit dem, was Sie da sagen. Wenn Sie erst wieder bei klarem Verstande sind, werden Sie selber einsehen, daß Sie mir gar nicht genug danken können, was ich in dieser Nacht für Sie gethan habe. Aber Sie sehen gut aus! Man wird sich allerlei Gedanken machen, wenn man Sie hier in solchem Aufzuge erblickt.“

„Ja, es ist wahr,“ murmelte Ramin, an seiner Gestalt hinunterblickend. „Geben Sie mir Ihren Arm, Duffel, und stützen Sie mich ein wenig. Ich weiß nicht, wie es geschehen konnte, aber ich bin in den verwünschten Sumpf hineingerathen und muß mich dabei an der Hüfte verletz haben. Auf dem Wege hierher habe ich wahre Höllequalen ausgestanden.“

Auf die Schulter des Reitknechts gelehnt, gelangte er in sein Schlafzimmer, und Duffel war ihm beim Auskleiden behilflich.

„Hier ist Alles in bester Ordnung verlaufen,“ berichtete er während dieser Beschäftigung. „Sie sind zehn Minuten vor drei Uhr nach Haus gekommen und haben wegen Unwohlseins ein Glas Glühwein verlangt. Christine wird das erforderlichen Falles beschwören können, denn ich habe das arme Mädchen deshalb aus dem süßesten Schlummer geweckt. Ist es denn nun wenigstens alle diese schrecklichen Umstände werth gewesen?“ fügte er nach einem kurzen Schweigen lauernd hinzu, da der Andere sich nicht geneigt zeigte, ihm aus freien Stücken über den Erfolg seines geheimnißvollen nächtlichen Abenteuers zu berichten.

Aber Graf Ramin runzelte unwillig die Stirn.

(Fortsetzung folgt.)

Karl Gödeke.

(Mit Porträt auf Seite 169.)

Zu den hervorragendsten und verdienstlichsten deutschen Literaturhistorikern zählt Professor Dr. Karl Gödeke (siehe das Porträt auf S. 169), mit dem auch einer der Veteranen unter den deutschen Schriftstellern aus dem Leben geschieden ist. Er war geboren am 15. April 1814 zu Celle, studirte von 1834 bis 1838 in Göttingen Philologie und Literaturgeschichte, lebte dann einige Jahre in Celle seinen Studien und trat im Herbst 1843 als Korrespondent in die Hahn'sche Hofbuchhandlung zu Hannover, bis er 1873 zum außerordentlichen Professor der Literaturgeschichte an der Universität Göttingen ernannt wurde. Seine literarische Laufbahn begann Karl Gödeke unter dem Namen Karl Stahl mit dem aristophanischen Lustspiel „König Rodrus“ und einer Reihe von Novellen. Sein eigentliches Schaffensfeld betrat er dann mit verschiedenen Sammelwerken („Deutschlands Dichter von 1817 bis 1843“, „Elf Bücher deutscher Dichtung“ u. s. w.), auch schrieb er die Monographien: „Knigge's Leben und Schriften“, „Pamphilus Geigenbach“, „E. Geibel“ und „G. A. Bürger in Göttingen und Gellinghausen.“ Sein Hauptwerk ist der sorgfältig gearbeitete und ungemein reichhaltige „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung“ in drei Bänden. Gödeke starb am 28. Oktober 1887 in Göttingen.

Blick auf Neapel vom Corso Vittorio Emanuele.

(Mit Bild auf Seite 172.)

Neapel, die ehemalige Hauptstadt des Königreichs beider Sicilien, jetzt die Hauptstadt der gleichnamigen süditalienischen Provinz, ist mit ihren 490,000 Einwohnern (Gemeindebezirk 530,000 Einwohner) auch die volkreichste Stadt des ganzen Königreichs. Sie liegt an dem herrlichen Golf von Neapel und zieht sich amphitheatralisch an den Abhängen des Monte Posilipo, der Höhe von Camaldoli und der Hügel des Vomero, Capodimonte und S. Maria del Vianto hin, mit den entzückendsten Blicken auf das Meer und den Vesuv. Die Stadt ist eine der schönsten der Welt, und nur Konstantinopel, Genua und Lissabon lassen sich bezüglich der herrlichen Lage etwa mit ihr vergleichen. Einer der reizvollsten Ausblicke auf die Stadt und den Golf mit dem dampfenden Vesuv im Hintergrunde bietet sich dem Touristen von dem hochgelegenen Corso Vittorio Emanuele (siehe unsere Ansicht auf S. 173), der sich oberhalb der Stadt von der Piazza Salvatore Rosa aus, etwa eine Stunde weit an den Abhängen des vom Kastell S. Elmo gekrönten Monte Calvario bis zur Strada di Piabigrotta hinzieht. Gerade unterhalb des Corso Vittorio Emanuele erstreckt sich im Süden der Stadt am Meere hin der neuere Theil derselben mit prächtigen Villen und Gärten bis zu dem dunkeren Kastell dell' Ovo, das halbinselartig in das Meer vorspringt.

Der Geburtstag der Schloßherrin.

(Mit Bild auf Seite 173.)

Zu dem Geburtstag der gütigen und allgemein verehrten Schloßherrin haben die schmucken kleinen Bauernmädchen auf unserem Bilde auf S. 173 (nach einem ansprechenden Gemälde von F. Sonderland) ebenfalls eine Gabe darbringen wollen und daher

jede einen Strauß frischer Feldblumen gepflückt. Mit freimüthiger Unbefangenheit bringt die Aeltere ihr Geschenk mit einem aufrichtig gemeinten Glückwunsch dar, während die jüngere Schwester ihr Sträußchen noch verlegen auf dem Rücken birgt. Mit sichtlich Freude nimmt die jugendlich schöne Dame, der es in ihren Gärten und Treibhäusern gewiß nicht an farbenprächtigen Kinder Flora's mangelt, dennoch die Feldblumen entgegen und wird die beiden niedlichen Mädchen gewiß für ihre wohlgemeinte Ueber-raschung zu belohnen wissen.

Die Reise nach Entenbüttel.

Novellette von F. Engelhardt.

1. (Nachdruck verboten.)

„Wir hätten also Urlaub für die nächsten vier Wochen,“ sagte der Amtsrichter Freitag zu sich selbst, als er, vom Gerichte heimkehrend, in der Mittagstunde in sein freundlich und nett eingerichtetes Junggesellenheim trat und es sich, nachdem er Hut und Stock abgelegt, in dem Lehnstuhle in der Fenster-

nische bequem machte. „Jetzt gilt es also nur noch einen Entschluß über die Frage zu fassen: wohin reisen wir? Wenn ich mir die Sache recht überlege, bin ich eigentlich schon überall da gewesen, wohin zu reisen nach heutigen modernen Ansichten der Mühe lohnt. Aber Norwegen und Kügen sind mir doch noch unbekannt; für eines dieser beiden Ziele möchte ich mich entscheiden.“

Und wie er das zu sich selber gesagt hatte, fiel sein Blick plötzlich auf den in der Mitte



Blick auf Neapel vom Corso Vittorio Emanuele. (S. 171)

des Zimmers stehenden Tisch. Auf diesem Tische lag ein während der Abwesenheit des Bewohners abgegebener Brief. Er nahm denselben, betrachtete die Aufschrift und sagte, indem er ihn aufschnitt: „Vom Oheim in Mecklenburg! Das ist sicherlich eine Einladung, ihn zu besuchen.“ Und sich wieder bequem in seinen Lehnstuhl zurecht setzend, las er halblaut folgende Zeilen:

„Mein lieber Nefle!

Die Zeit der Ferien ist da, und somit hat nun auch ein so geplagter Mensch wie Du, der Zeit seines Lebens weiter nichts zu thun hat, als die Streitigkeiten seiner Mit-

menschen zu ordnen, zu schlichten und auseinander zu wirren, Zeit gefunden, an seine Erholung zu denken. Laß Dir dabei von mir rathen, und wenn Du reisen willst, so komme zu uns. Deine alte Tante will Dich pflegen, als ob Du im Schlaraffenland wärest. Aber wir haben Dir noch Anderes an's Herz zu legen. Hast Du vergessen, mein lieber Wilhelm, daß Du im Herbst zweiunddreißig Jahre alt wirst und damit durchaus nicht weit von der Schwelle stehst, welche die Junggesellen von den alten Knaben trennt? Nun, siehst Du, ich möchte nicht gerne, daß man Dich unter die Schaar dieser sogenannten alten

Knaben aufnehme, und deswegen geht meine Bitte dahin, daß Du bei Deinem Besuche bei uns — von einer Absage ist natürlich gar keine Rede — einmal das Mädchen in Augenschein nimmst, das wir Dir ausgesucht haben. Du wirst Dich über die Wahl, die wir getroffen, nicht zu beklagen haben. Zwar ist die Kleine nicht mehr die Allerjüngste, doch hier wird Dir wohl Dein eigenes Alter den besten Maßstab an die Hand geben. Auch darfst Du nicht an eine der Huris des mohammedanischen Paradieses denken, aber für nicht allzu große Ansprüche ist das Mädchen ganz annehmbar und nett. Die Hauptsache bleibt: komm' selbst



Der Geburtstag der Schlossherrin. Nach einem Gemälde von F. Sonderland. (S. 171)

und überzeuge Dich mit Deinen eigenen Augen. Du sollst in keiner Weise vergewaltigt werden, sondern durchaus Herr Deiner Entschlüsse bleiben. Kannst Du keinen Geschmack an der Kleinen finden, so werden wir uns zu bescheiden wissen und Dir keine krummen Gesichter machen. Aber komme, wir erwarten Dich mit Bestimmtheit am Sonntag. Um diese Zeit wird die Kleine, der wir bereits geschrieben haben ebenfalls hier eingetroffen sein. Deshalb komme und halte Braut Schau; es erwartet Dich bestimmt

Dein treuer Oheim

August Freitag."

Mit einer keineswegs freudigen Geberde ließ der Amtsrichter die Hand mit dem Briefe auf's Knie sinken.

„Daß sich der Mann diese verwünschte Marotte nicht abgewöhnen kann, mich unter den Pantoffel zu bringen! Nun, besuchen muß ich die guten Leute schon. Lassen wir also Kügen und Norwegen fahren und reisen wir nach Mecklenburg-Strelitz, um dort unsere Sommerfrische abzuhalten und gleichzeitig mit einem Male diese unangenehme Heirathsgeschichte endgiltig abzustellen.“

Mit dieser Beträchtigung schloß der Amtsrichter sein Selbstgespräch und rief nach dem dienstbaren Geiste, damit er ihm den Reisekoffer vom Boden herunterhole.

Als der Nachmittag zu Ende ging, war das Reisegepäck in Ordnung, und Freitag war gerade im Begriffe, seinen gewöhnlichen Spaziergang in den Thiergarten zu machen, als die Vorjaalglöcke ertönte, und gleich darauf der Oberlehrer Angelroth bei dem Amtsrichter eintrat. Die Herren begrüßten sich herzlich. Es waren alte Bekannte vom Stammtische in Wolf's Restaurant, und der Oberlehrer hatte mit seiner Familie eine Wohnung in der Nachbarschaft inne.

„Ich komme mit einem starken Anliegen, mein verehrter Herr Amtsrichter,“ begann der Oberlehrer, als sich die Herren niedergelassen hatten. „Unser Dienstmädchen, die es wohl von der Ihrigen gehört hat, erzählte nämlich meiner Frau, daß Sie morgen nach Mecklenburg reisen, und mit dieser Reise steht meine Bitte im Zusammenhang.“

„Sie sehen mich mit Freuden bereit, Ihnen gefällig zu sein, wenn sich mir dazu Gelegenheit bietet,“ antwortete der Amtsrichter, der zu den Leuten gehörte, die niemals Jemandem eine Bitte abschlagen können.

„Die Angelegenheit liegt so. Die Großeltern möchten unsere kleine Franziska gern auf einige Wochen bei sich haben. Nun kann weder ich noch meine Frau zur Zeit abkommen, und sonst haben wir Niemanden, mit dem wir das Mädchen bis Granssee reisen lassen können; das fünfjährige Kind aber allein fahren zu lassen, ist doch immerhin bedenklich. Ich komme deshalb, um Sie zu bitten, die Kleine mitzunehmen.“

„Ja, mein Verehrtester, so gern ich auch — hm, hm — haben Sie denn bei Ihrem Entschlusse auch in Betracht gezogen, daß ich durchaus nicht an den Umgang mit Kindern gewöhnt bin und mich deshalb sehr wenig geeignet als Pflegemutter für das kleine Mädchen zeigen werde?“

„Das habe ich allerdings, Herr Amtsrichter, aber meine Frau, welche die ganze Geschichte ausgeklügelt hat, meinte, darauf wäre kein besonderes Gewicht zu legen, die Sache würde sich schon machen. Und was die Weiber wollen —“

„Das müssen die Männer thun, verehrter Freund,“ ergänzte der Amtsrichter den Stockenden. „Sie sehen, ich habe das erste Gebot im Ehecatechismus schon gelernt. Wenn die Sache so steht, gibt es für uns Beide kein Entrinnen.“

Also bringen Sie mir die Kleine nur morgen Nachmittag um drei Uhr auf den Bahnhof.“

Mit vielem Danke empfahl sich der Oberlehrer.

„Das wird eine recht vergnügte Urlaubsreise werden,“ brumnte der Amtsrichter, als der Besuch hinaus war. „Amtsrichter, Amtsrichter, Du avancirst! Jetzt bist Du schon Kindermädchen bei dem Oberlehrer Angelroth! Eine amüsante Geschichte in der That! Ich sehe schon voraus, wie ich mit dem kleinen Balge eine Menge Unannehmlichkeiten und Verdruß unterwegs haben werde. Nun, mag es drum sein. Vielleicht tritt mir ausreichend viel Galle in's Blut, damit ich dem guten Onkel in Mecklenburg gleich mit dem nöthigen Nachdrucke seine schönen Heirathspläne zunichte machen, und die alte Jungfer, die er mir an den Hals hängen will, energisch abschütteln kann.“

2.

In keineswegs rothiger Laune traf Amtsrichter Freitag am anderen Nachmittage auf dem Bahnhofe mit der Frau Angelroth zusammen, die es sich natürlich nicht hatte nehmen lassen, ihr Töchterchen persönlich abzuliefern. Sie überschüttete ihn mit Dankesworten für seine Freundlichkeit, aber dieser süßen Vorlust kamen gar bald eine größere Menge der manniackhaftesten Verhaltensmaßregeln nach, so daß er sich in kurzer Zeit in der angenehmen Lage befand, seine gestrige voreilige Bereitwilligkeit in's Pfefferland zu wünschen.

„Sie haben doch jedenfalls eine Fahrkarte zweiter Klasse genommen,“ sagte die sehr beredte Dame. „In ihrem schönen neuen Kleidechen kann Franziska nicht auf den schmutzigen Bänken der dritten Klasse sitzen. Und wenn das Kind unterwegs zu trinken verlangen sollte, so geben Sie ihm unter keinerlei Umständen Bier, Herr Amtsrichter. Das taugt nicht für Kinder; Milch oder auch Zuckewasser und Limonade ist das Geeignete.“

In diesem Tone fuhr die Dame fort, dem Amtsrichter, der mit einer Miene voll Berzweiflung neben ihr stand, für alle etwa vorkommenden Fälle die umsichtigsten und weit-schweifigsten Weisungen zu geben. Und in einer zweiten nicht weniger umfangreichen Rede erhielt Franziska die nöthigen Ermahnungen, ja nichts Unartiges zu thun, dem neuen Onkel in allen Stücken gehorjam zu sein und sich wie ein wohlgefittetes Mädchen zu betragen.

Mitten in diesem Redeschwall löbte die Glöcke zweimal: das Zeichen zum Einsteigen.

„Gott sei gelobt und gedankt,“ flüsterte Freitag vor sich hin, als er sich empfohlen hatte und mit dem Kinde an der Hand in den Wagen stieg.

Und wie gut hatte er behalten, was ihm die Frau Oberlehrerin an's Herz gelegt hatte! Er, der so gern rauchte, hatte eine Abtheilung für Nichtraucher verlangt! Dieselbe war noch vollständig leer. Er ließ die kleine Franziska sich in der Ecke niedersetzen und nahm ihr gegenüber Platz. Das Kind war artig und still und blickte nur mit seinen großen blauen Augen verwundert auf den fremden Mann, den es zum ersten Male sah.

Der Schaffner coupirte die Fahrarten und schloß die Thür. Also fort! Nein, noch einmal riß er die Thür auf. Eine Dame schlüpfte herein. Sie beachtete den Amtsrichter aber nicht im Mindesten, sondern wählte die von ihm entfernteste Ecke zu ihrem Platze. Er blickte ein wenig von der Seite und so wenig auffällig wie möglich zu ihr hinüber.

Und nunmehr drei Glöckenschläge und gleich darauf der Pfiff der Lokomotive. Der Zug rasselte aus der Halle.

Die erste halbe Stunde ging die Fahrt im

tiefsten Schweigen vor sich. Aber darnach war es mit der Geduld der Kleinen zu Ende. Sie begann zuerst auf ihrem Platze hin und her zu rutschen, bis sie es glücklich erreichte, daß sie von demselben herabglitt und auf den Füßen stand. Nun begann sie sogleich sich auf eine Entdeckungsreise nach all' den Herrlichkeiten zu machen, die sich im Wagen vorfanden, und da sie damit, wie sich denken läßt, sehr rasch zu Ende war, so blieb sie in der unmittelbaren Nähe der Dame in der anderen Ecke stehen und musterte dieselbe mit ihren großen blauen Augen auf das Angelegentlichste.

„Du darfst Niemandem beschwerlich fallen, Franziska,“ ermahnte der Amtsrichter.

„Sie irren, mein Herr,“ versetzte die junge Dame mit einer äußerst angenehm tönenden Stimme. „Ich bin eine große Kinderfreundin. Das nette Kind ist doch Ihr Töchterchen?“

„Gewiß, mein Fräulein,“ beeilte sich Freitag zu antworten, dem natürlich nichts daran lag, seine Rolle als „Kindermädchen“ preiszugeben.

Aber das Verhängniß reitet schnell. Er sollte umsonst gelogen haben.

„Glaub's ihm nicht!“ rief Franziska. „Er ist gar nicht mein Papa. Der sieht viel hübscher aus.“

Der Amtsrichter wurde feuerroth, und die junge Dame lachte hell auf.

„Ich bedaure, wenn ich Sie durch meine Frage in Verlegenheit gesetzt habe,“ sagte sie dann. „Sie werden die Kleine unterwegs an eine befreundete Familie abzuliefern übernommen haben.“

„Ihr Scharfsinn hat vollkommen die Wahrheit errathen, mein Fräulein,“ entgegnete der Amtsrichter. „Ich bitte sehr —“

„Ich will zu trinken haben,“ verlangte plötzlich Franziska.

„Warte bis zur nächsten Station, mein Engelchen,“ entgegnete der höfliche Amtsrichter, „dort wollen wir an die Stillung Deiner Bedürfnisse denken.“

„So laß mich wenigstens zum Fenster hinaussehen! Ich will den Telegraphenstangen wieder zunichte; jede macht mir einen Diener, wenn wir vorbeifahren.“

Freitag that der kleinen Begehrlichen den Willen, indem er das Fenster niederließ und ihr den Platz davor einräumte. Aber kaum war das geschehen, so pfiß der Zug; man nahte sich also der nächsten Station.

Die Kleine schien das sehr wohl zu begreifen; denn sobald die Wagen langsamer rollten, begann sie mit ihrer Bitte, zu trinken, von Neuem.

Da kein dienstbarer Geist erschien, lief der Amtsrichter selbst in der Eile nach einem Glase Limonade und erreichte seinen Platz gerade in dem Augenblicke wieder, als sich der Zug in Bewegung zu setzen begann. Er schlug die Coupéthür kräftig hinter sich zu und bot seiner kleinen Schutzbefohlenen die Limonade.

Aber mit einer Geberde des Abscheus wies die Kleine das Glas von sich, als sie kaum von dem Inhalte gekostet hatte.

„Pui, wie garstig das schmeckt,“ sagte sie, indem sie sich schüttelte. „Ich mag nichts Süßes. Bier will ich trinken.“

„Das hat die Mama verboten, mein Herzchen!“

„Du bist aber viel dümmer, wie der Papa,“ lautete die Antwort des Kindes. „Wenn ich mit dem spazieren gehe, verbietet uns die Mama auch immer, unterwegs Bier zu trinken; aber wir trinken doch welches. Zu Hause freilich sagen wir nichts davon.“

Und die Kleine wendete sich mit einem Lächeln der Mißachtung von dem Amtsrichter ab, steckte den Kopf wieder zum Fenster hinaus

und machte den sich vorbeugenden Telegraphenstangen neue Diener.

„Das sind in der That überraschende Erziehungsresultate,“ sagte Freitag mit einem halbseuen Blick nach der Dame, die offenbar kein Wort von der letzten Unterhaltung verloren hatte.

„Die Folgen unserer modernen Ehen,“ erwiderte das Fräulein. „Wie käme die Frau dazu, sich ein derartiges Uebergewicht über den Gatten anzumaßen, hätte sie nicht eine sogenannte Vernunfttheilnahme geschlossen, bei der es sich nicht um Neigung, geschweige denn Liebe handelt, sondern lediglich darum, Stand, Geld und Verhältnisse gleichmäßig abzuwiegen.“

„Sie urtheilen ziemlich streng, mein Fräulein,“ antwortete der Amtsrichter, „und wenn ich Ihnen auch im Allgemeinen keineswegs widersprechen will, so darf ich doch meine Verwunderung über ein derartiges Urtheil aus weiblichem Munde nicht zurückhalten; denn wem verdanken wir diese modernen Ehen anders, als der Sucht des schönen Geschlechtes, um jeden Preis einen Mann zu bekommen.“

Ihre geringe Achtung gegen mein ganzes Geschlecht beweist mir zur Genüge, daß ich es mit einem verheiratheten Manne zu thun habe. So sind die Männer nun, was sie zuerst anbeten, macht ihnen ein kurzer Besitz gleichgiltig, wo sie zuerst einen Engel zu sehen vermeinten, da genügt ein Zeitraum von wenigen Wochen, um sie zu dem Glauben zu bekehren, daß —“

In diesem Augenblicke erhielt der Wagen einen heftigen Stoß, gleichzeitig sprang die von dem Amtsrichter nicht mit der erforderlichen Sorgfalt geschlossene Thüre auf, und die daran lehrende kleine Franziska stürzte mit einem lauten Schrei hinaus auf die Bahnstrecke.

3.

Starr vor Schreck sah der Amtsrichter zuerst auf die offene Thüre. Dann sprang er auf, bog sich weit aus dem Wagen, um sich die Ueberzeugung zu verschaffen, ob das Kind etwa gar unter die Räder gerathen sei, aber seine Bemühungen waren fruchtlos; fuhr auch der Zug nicht besonders rasch, eine Biegung der Bahn hinderte ihn an jeder Aussicht nach rückwärts. Da rief dem Entsetzten das junge Mädchen zu: „Die Nothleine!“

Vergebliches Wort! Es war ein Wagen älterer Bauart, und die Nothleine war unerreicherbar, weil sie oberhalb des Verdeckes hingeleitet war; auch seine lauten Rufe verschlang das Rassel des Zuges. Nur die Nummer des nächsten Wärtershäuschens — No. 139 — konnte er im Vorüberfahren sich noch einprägen. Dann sank er auf seinen Sitz zurück, ganz verstört von dem entsetzlichen Vorgange, der sich in dieser Minute vor seinen Augen abgespielt hatte.

Und weiter rasselte der Zug, und zehn Minuten später war man an der nächsten Station.

Der Amtsrichter verließ in größter Eile, und ohne sich bei seiner Begleiterin zu empfehlen, das Coupé, lief auf den Bahnhofsvorsteher zu, erzählte diesem den Unglücksfall und verlangte schleunige Hilfe.

Er sprach zu tauben Ohren. Es fehlte dem Beamten auf dieser kleinen Station an Leuten, und deshalb verwies er den Gesuchsteller auf sich selbst.

Inzwischen fuhr der Zug davon. Ganz verzweifelt wendete sich der Amtsrichter, über die Kaltblütigkeit des Beamten entrüstet, von diesem ab; aber wer beschreiben sein Erstauern, als er wenige Schritte hinter sich seine Reisebegleiterin stehen sah, welche die Verhandlung mit angehört hatte.

„Kommen Sie, mein Herr,“ sagte sie mit weit größerer Entschlossenheit in Ton und Ge-

berde, als er eben selbst zur Schau getragen hatte, „wir wollen gemeinsam die liebe Kleine suchen. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich nicht selbst besser auf das Kind Obacht gegeben habe.“

Er hätte sich um eines Haares Breite zu der Aeußerung hinreißen lassen: sie sei ein Engel, da fiel ihm rechtzeitig ein, daß sich eine solche Rede für einen verheiratheten Mann, für den er gehalten wurde, wenig schicken würde. Er verschluckte also die schon begonnenen Silben wieder und sagte: „Ein wahrhaft edler und menschenfreundlicher Entschluß, mein Fräulein!“

Und nun eilten sie miteinander den Bahndamm entlang. Es hatte am Vormittage geregnet; der schmale Pfad war stellenweise recht schmutzig. Das Fräulein schürzte ihr Kleid auf, ein niedlicher Fuß kam unter demselben zum Vorschein, und als sie kaum einige hundert Schritte gewandert waren, schien dem Mädchen der dicke Schleier vor dem Gesichte lästig; sie schlug ihn zurück, und der Amtsrichter sah ein allerliebstes Gesichtchen, munter und frisch im vollen Glanze der Jugend; zwei lebhaft braune, schelmisch blickende Augen und rußbraune Haare, zwei Grübchen im Kinn, eine Nase, die mit ihrer Spitze ein wenig, wie herausfordernd, in die Höhe gerichtet war, und hinter zwei schön geschwungenen purpurrothen Lippen zwei Reihen blendend weißer Zähne.

Der Himmel umzog sich mehr und mehr, der graue Wolfenschleier verbarg die letzten Strahlen der tief im Westen stehenden Sonne, der Abend begann hereinzudämmern.

Die Wärtersbude No. 139 wurde erreicht, und ehe die Weiden ein paar hundert Schritte weiter gekommen waren, rief das vorausgehende junge Mädchen plötzlich: „Da ist ja die kleine Franziska!“

Und in der That, zusammengekauert hinter einem Haufen Steine saß das Kind und blickte offenbar ängstlich auf die Nahenden.

Das Fräulein lief beflügelten Schrittes zu dem Kinde, hob es auf und drückte es an ihr Herz.

„Bei Dir will ich bleiben,“ flüsterte die Kleine ihr in's Ohr, „laß mich nicht wieder zu ihm; er ließ mich aus dem Wagen fallen.“

Man untersuchte das Kind; es hatte eine große blutunterlaufene Beule an der Stirn und eine Hautabschürfung am rechten Arm, sonst war es heil und gesund.

Das Fräulein verband mit ihrem Taschentuche, das der Amtsrichter in einer nahen Wasserlache befeuchtet hatte, die Kopfwunde der Kleinen.

Nun wollte man nach der Station zurück; aber der Himmel hatte es anders beschlossen. Das graue Gewölk hatte schon wiederholt einen Sprühregen niedergelassen, was die Weiden in ihrer Aufregung gar nicht beachtet hatten, jetzt begann es anhaltend und nachdrücklich zu regnen.

„Wir müssen einen Unterschlupf suchen,“ sagte der Amtsrichter. „Folgen Sie mir, mein Fräulein!“

Er führte seine Schützlinge bis zur Wärtersbude. Die Bedenken des Inhabers beschwichtigte ein gutes Trinkgeld aus der Hand des Amtsrichters.

So war man doch vorläufig unter Dach und Fach. Der Raum war freilich eng und dürrig; er enthielt außer Tisch und Schemel für den Wärters nur eine schmale Bank, die gerade zum Sitz für zwei Personen ausreichte. Hier ließ sich unser Paar nieder. Die Kleine machte es sich auf dem Schoße des jungen Mädchens bequem. Sie saßen dicht nebeneinander, und der Amtsrichter konnte so ungenirt wenigstens von der Seite das allerliebste Gesicht seiner Nachbarin bewundern.

Längst war es Abend geworden; der Wärters-

hatte seine Laternen angezündet, und der Regen fiel in Strömen. Da man doch unmöglich schweigend nebeneinander sitzen konnte, eröffnete der Amtsrichter die Unterhaltung wieder mit den Worten: „Sie wurden am Nachmittage in dem Augenblicke gestört, mein Fräulein, als Sie über Vernunftstehen ein strenges Urtheil fällen wollten. Darf ich mir wohl die Frage erlauben, wie Sie zu diesem Urtheile kommen?“

„Warum nicht?“ antwortete sie. „Ich selbst bin ein sprechendes Beispiel für meine Behauptungen. Wie Sie mich da sehen, hat man mich von Hause fortgeschickt, um unter die Haube gebracht zu werden. Ein alter vertrockneter Amtsrichter, der Himmel mag wissen, in welchen Jahren, bekommt plötzlich noch Lust, zu heirathen. Liebe Verwandte suchen eine Frau für ihn. Weil er reich ist, und wir arm sind, fällt die Wahl natürlich auf meine Person. Man verschreibt mich, um mich betrachten zu lassen. Durchaus modern, mein Herr, nicht wahr? Aber sie sollen sich in der Taube täuschen, die sie verhandeln wollen! Ich bin glücklicherweise nicht auf den Mund gefallen, und ich will sie lehren, sobald ich nach Entenbüttel komme —“

„Sie reisen nach Entenbüttel zum Oekonomie-rath Freitag, mein Fräulein?“ unterbrach der Amtsrichter die ihn erstaunt Anblickende. „Nun wohl, der Mann, für den man Sie verschrieben hat, sitzt neben Ihnen.“

Sie wurde todtenblaß und gleich darauf glühend roth. Ihre Lippen bebten. Sie wollte sprechen, aber sie brachte kein Wort heraus. Dann stand sie auf und trat vor die Thüre.

Nach einer Weile kam sie wieder herein und sagte: „Es hört auf zu regnen, mein Herr; ich denke, wir machen uns auf den Weg.“

Sie schritten hintereinander den schmalen Fußweg entlang bis zur Station. Die junge Dame sah immer noch sehr roth aus und beschäftigte sich sehr eifrig mit der neben ihr her trippelnden kleinen Franziska; der Amtsrichter schien in tiefe Gedanken versunken zu sein.

Bald saßen sie in einem Wagen des nächsten Zuges sich wieder gegenüber. Daß das junge Mädchen sich zur Fortsetzung der jetzt nutzlos gewordenen Reise entschlossen, hatte einen sehr guten Eindruck auf den Amtsrichter gemacht.

Als sie eine geraume Strecke, Jedes schweigend in seiner Ecke, zurückgelegt hatten, hob Freitag plötzlich an: „Mein Fräulein, ich habe um Verzeihung zu bitten. Es war ungeschickt von mir, Sie vorhin durch eine Erklärung zu erschrecken, die —“

„Halten Sie ein, mein Herr!“ rief das Mädchen in heftiger Bewegung. „Sie treiben mir die Schamröthe in die Wangen. Ich bin es, die sich unverantwortlich benommen hat. Wie konnte ich mich erdreisten, von Ihrer Person und Ihren Absichten eine Beschreibung zu machen, die —“

„Aber was sagen Sie dazu, mein liebes Fräulein, wenn ich Sie versichere, daß es mir bezüglich Ihrer Person durchaus nicht anders gegangen ist?“

„Es ist unglaublich, wie man sich irren kann,“ sagte das Mädchen, indem es aus seinen schönen braunen Augen voll zu ihm aufblickte. Und in diesem Auge saß ganz hinten in der Ecke, er sah es sehr deutlich, der Schelm.

„Daran sind lediglich unsere Verwandten Schuld.“

„Kein anderer Mensch.“

„Aber ich weiß ein Mittel, um Ihnen die Streiche zu vergelten. Beglücken Sie mich mit Ihrer Hand, Elise! Ich bin dazu verdorben, Ihnen eine schön gerundete Liebeserklärung zu machen, aber ich habe Sie jetzt schon von ganzem Herzen lieb.“

Ihre kleine Hand schloß ihm den Mund. Und da diese kleine Hand keine Anstalten traf,

den Platz zu räumen, so hielt er sie fest und küßte sie herzlich. Aber wie es kam, daß er statt der kleinen Hand plötzlich den rothen Mund küßte, während der braune Kopf an seinem Herzen lag, das zu erklären sind wir außer Stande.

„Was macht ihr denn da?“ fragte die kleine Franziska ganz erstaunt.

„Wir haben das Glück gefangen und halten es fest,“ versetzte der Amtsrichter in seinem weichsten Tone und voll Seligkeit.

Wannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der Name Napoleon. — Napoleons I. Erscheinung übte selbst noch nach seinem Sturze einen

so ungeheuerlichen Einfluß auf alle Welt aus, daß sich fast ein förmlicher Sagentreis um seine Person bildete, während er als ein armer Gefangener auf St. Helena saß. Welch' außerordentliche und kühne Konjekturen hat man nicht allein an seinen eigenthümlichen Namen geknüpft, der bekannlich in keinem Kalender steht. Die originellste dieser Namenserklä- rungen dürfte wohl folgende sein: Ein Schriftsteller jener Zeit behauptete, der Name Napoleon komme direkt von Apollo, einem der Götter des klassischen Griechenthums. Man braucht nur hinter das N. einen Punkt zu setzen und die obere Schleife des e, des drittletzten Buchstabens im Namen Napoleon, nach oben zu verlängern, so erhält man den Namen N. Appollon, daß hieße Nikolaus Apollon, denn so sei auch Napoleon getauft worden. Der Unverstand aber der Einwohner von Ajaccio habe daraus Na- poleon gemacht.

Ein interessantes Wortspiel kam auch in jener Zeit auf, dadurch, daß man den Namen Napoleon mit griechischen Lettern schrieb und dann auf einander folgende Worte bildete, welche dadurch entstanden, daß man immer den ersten Buchstaben des vorhergehenden Wortes wegließ. Die so entstehende Wort- reihe lautete: Napoleon, apoleon, poleon, oleon, leon, eon, on. Wenn man diesem Satze einiger- maßen Gewalt antut, so ergibt er in der That einen Sinn, und sein Inhalt lautet in der Ueber- setzung ungefähr: „Napoleon war der Löwe der Völker und ging die Städte zerstörend.“

Der wirkliche Name Napoleon's nun hieß, wie auch das Kirchenbuch von Ajaccio aufweist, Naba- lione. Dieser italienische Name war damals nichts Seltenes, und Napoleon behielt auch diesen Namen bis zum Augenblick, wo er es für notwendig fand, sich zum Franzosen zu machen, d. h. zum Franzosen

Humoristisches.



Praktischer Vorschlag.

Erster Herr (Sekundant): Also morgen früh fünf Uhr am Eingange des Azazienwäldchens — einmaliger Kugelwechsel.

Zweiter Herr (ängstlich): Ganz recht! Sollte ich aber nicht pünktlich eintreffen können, so kann ja mein Gegner einstreifen seinen Schuß abfeuern.



Korrigirt.

Vater und Sohn, der Student ist, sitzen in einem Gartenlokal des Abends.)

Vater: Du wirst ja in auffallend freundlicher Weise von so vielen Leuten begrüßt, die augenscheinlich dem Handwerkerstande angehören. Sag' mal — die warten wohl auf ihr Geld?

Sohn: Auf Dein's, lieber Papa!

auch dem Namen nach. In dem Augenblicke, in dem er aus dem Worte Buonaparte das u ausfallen ließ, um diesem Namen seinen italienischen Anstrich zu nehmen, verwandelte er auch das Nabulione in Napoleon, so einen neuen Namen schaffend, welcher dafür der ganzen Welt zweimal im 19. Jahrhun- dert zu schaffen machen sollte. [D. R.]

Die Stärke der Familien in Europa. — Der englische Statistiker Mulhall macht über die durch- schnittliche Stärke der Familien in den wichtigsten Ländern Europa's folgende interessante Angaben: In Frankreich besteht die Familie durchschnittlich aus 3,03 Köpfen, in Dänemark aus 3,61, in Un- garn aus 3,70, in der Schweiz aus 3,94, in Oesterreich und Belgien aus 4,04, in England aus 4,08, im deutschen Reiche aus 4,10, in Schweden aus 4,12, in Holland aus 4,22, in Schottland aus 4,46, in Italien aus 4,56, in Spanien aus 4,65, in Rußland aus 4,83 und in Irland aus 5,20 Köpfen. [Zh.]

Verse Kritik. — Ein junger Student brachte dem bekannten Professor Genesius in Halle (gest. 1842) einen Kommentar über die Klagelieder Jeremia's. Dieser gab ihm darüber folgendes Urtheil: „Ich bedauere bei dem Werke nur Eines: daß Jeremias nicht noch lebt, um über Ihren Kommentar neue Klage- lieder fingen zu können.“ [—dn—]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 23.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 21:

Reichthum macht das Herz schneller hart, als tothendes Wasser ein Ei.

Räthsel.

Mich hat ein Gott euch geschenkt, daß mein Blut euch er- frische und labe; Streicht ihr den Kopf und den Fuß, wird ein Verbrechen aus mir.

Auflösung folgt in Nr. 23. [C. Leo.]

Scherz-Räthsel.

O weh Dir allerärmstem Tropp, Du triegst ja nichts als immer Schlage, Dich trifft man immer auf den Kopf, Das macht mein ganzes Mitleid rege, Doch freu' ich mich zu jeder Frist, Daß ich nur heiße, was Du bist.

Auflösung folgt in Nr. 23. [Adolf Nagel.]

Auflösung des Diamant-Räthfels, in Nr. 21: Dalma'tien.

D
M A L E R I E N
H E R M I N I E N
D A L M A T I E N
C A C H I E L

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorer Ostdeutschen Zeitung. Kommandit-Gesellschaft auf Aktien. Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.